



Katharina Mangold

Inbetweenness: Jugend und transnationale Erfahrungen

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Mangold, Inbetweenness: Jugend und transnationale Erfahrungen, ISBN 978-3-7799-2911-6

© 2013 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2911-6>

Kapitel 5

„Ringen um angemessenes Verhalten“

Am Beispiel der soeben erläuterten Statusinkonsistenz, die sich für junge Menschen im Internationalen Freiwilligendienst ergeben, wird nun angeknüpft und auf Handlungssituationen der Jungen Erwachsenen fokussiert. Dabei lässt sich das zentrale Muster „Ringen um angemessenes Verhalten“ rekonstruieren. Für die Erfahrungskonstruktion der jungen Menschen bedeutet dies, dass sie herausgefordert sind, sich in ambivalenten Situationen zurechtzufinden und die Herstellung von Erfahrung abseits von Eindeutigkeiten und Klarheiten zu vollziehen ist. „Von Ambivalenzen soll in sozialwissenschaftlichen Analysen die Rede sein, wenn Polarisierung des Fühlens, des Denkens, des Handelns, ferner Polarisierungen in sozialen Beziehungen und Strukturen sowie den sich daraus ergebenden personalen und gesellschaftlichen Entwicklungen als prinzipiell unauflösbar interpretiert werden. [...] Voraussetzungen für Ambivalenzen sind Konflikte und Polaritäten. Doch diese alleine reichen nicht aus. Sie müssen als grundsätzlich unauflöslich oder unlösbar gelten.“ (Lüscher 2000: 97 f.)

In diesem Kapitel wird zunächst auf einer beschreibenden Ebene dargestellt, in welchen Situationen Freiwillige agieren, was sie als schwierig und herausfordernd erleben. Somit wird im ersten analytischen Schritt der Frage nachgegangen, *welche* Herausforderungen aus der Perspektive der Jungen Erwachsenen thematisiert werden (5.1). Dabei kann der Umgang mit der „neuen Situation“ als *eine* zentrale Herausforderung beschrieben werden, welches an die Analyseergebnisse in Kapitel 4 anknüpft. Eine Form des Umgangs mit „Neuem“, welche sich im empirischen Material zeigt, ist die Konstruktion von Differenzen, wie sie in Teilkapitel 5.2 ausführlich dargestellt wird. Hier werden unterschiedliche Differenzen relevant gesetzt, die sich teilweise gegenseitig bedingen. Dennoch sind die jungen Menschen herausgefordert, in den jeweiligen Handlungssituationen Handlungsfähigkeit herzustellen bzw. handlungsfähig zu bleiben. Muster, die sich dabei rekonstruieren lassen, werden abschließen in Teilkapitel 5.3 erläutert.

5.1 Herausforderungen Junger Erwachsener im Internationalen Freiwilligendienst

Während des Internationalen Freiwilligendienstes ergeben sich für Junge Erwachsene unterschiedliche Herausforderungen. Dabei sind einerseits Herausforderungen zu identifizieren, die explizit mit dem Ortswechsel zu tun haben, andererseits aber auch solche, die sich (wohl) auch in Deutschland ergeben hätten bzw. nicht direkt im Zusammenhang mit dem Leben in einem so genannten Entwicklungsland stehen. Es handelt sich dabei häufig um Herausforderungen, die bedeutsam für das Junge Erwachsenenalter sind (vgl. dazu Kapitel 2.1). Im Folgenden werden die einzelnen Herausforderungen, die sich im Material rekonstruieren lassen, dargestellt (5.1.1–5.1.6) und abschließend systematisiert (5.1.7).

5.1.1 Abnabelungsprozesse: Das erste Mal weg von Zuhause

Während des Freiwilligendienstes in Uganda sind die Jungen Erwachsenen meist das erste Mal für eine längere Zeit von Zuhause weg. Nach Münchmeier (2001) findet die Ablösung von den Eltern eher in Absprache mit diesen statt und weniger im Konflikt (vgl. Münchmeier 2001: 823). Der Ablösungsprozess der Jungen Erwachsenen im Internationalen Freiwilligendienst von ihren Eltern scheint ebenfalls weniger konfliktbeladen zu sein, als vielmehr ein Suchen nach einer adäquaten Kontaktform mit ihrer Familie und ihren Freund_innen und einer Möglichkeit, den Kontakt über die Distanz aufrechtzuerhalten und ihn dennoch zu verändern. Für Jakob verändert sich die Beziehung zu seinen Geschwistern über die Distanz:

„Mit seiner Schwester hat er [Jakob] gerade viel Kontakt, die hat jetzt nach der Realschule die Schule gewechselt, bei der ist auch alles neu und das ist spannend, sein kleiner Bruder fand es richtig blöd [dass er nach Uganda gegangen ist], weil er schon viel mit ihm gemacht hat und Jakob so eine Art Vorbild war.“ (Interview Jakob)

Zwar stehen die Freiwilligen in einem regelmäßigen Austausch mit ihren Familien – so unterhält sich Jakob oft mit seiner Schwester über Skype und hat sogar eher „*viel Kontakt*“ mit ihr, weil sie sich aktuell auch in einer Übergangssituation befindet, wie Jakob selbst („*bei der ist auch alles neu*“). Auch Irene ist mit ihrer Familie in Deutschland verbunden, so hat ihr Vater auf seinem Handy den aktuellen Wetterbericht von Uganda (bzw. der Region von Uganda, in der sich seine Tochter befindet) eingestellt und informiert seine Tochter über politische Ereignisse in Deutschland; Carmen trifft sich

mit ihrem Freund im Internet, indem sie sich auf Skype verabreden oder miteinander chatten; Clemens wird von seiner Mutter besucht. Aber dennoch ist es vor allem für die jungen 19-jährigen Freiwilligen – wie beispielsweise Dominik, Irene, Jakob und Markus – das erste Mal, dass sie nicht auf den alltäglichen direkten Kontakt und die sofortige Unterstützung ihrer Familien zurückgreifen können.

Der Umstand, weg von Zuhause zu sein, ist nicht explizit mit der Tatsache verbunden, in Uganda zu sein, denn auch in Deutschland wäre für viele der Freiwilligen eine Situation entstanden, in der sie ihr Elternhaus verlassen und ein Leben auf eigenen Beinen begonnen hätten. So kann der Schritt aus dem Elternhaus auszuziehen als typische Herausforderung der Jungen Erwachsenenphase verstanden werden. Die Distanz, die durch den Ortswechsel nach Uganda entsteht, erschwert einige Formen der sozialen Unterstützung (wie beispielsweise alltägliche Unterstützungsleistung, die ein face-to-face-Kontakt erfordern), trotzdem sind vielfältige Unterstützungsleistungen seitens der Eltern an ihre Kinder erkennbar, wie beispielsweise finanzielle Unterstützung, Beratung, emotionale Unterstützung, aber auch Päckchen mit Leckereien und Informationen/Neuigkeiten aus der Heimat erreichen die Freiwilligen. Sie fordern diese Unterstützung auch ein, indem sie bei Sorgen Zuhause anrufen und sich mit ihren Eltern und Freund_innen austauschen. Auf der anderen Seite werden bestimmte Sorgen bewusst nicht erzählt, weil sie ihre Eltern nicht damit belasten möchten, so erzählt Lea ihren Eltern nicht, dass sie Malaria hat, weil sie nicht möchte, dass ihre Eltern Angst bekommen. Dies kann als Merkmal des Abnabelungsprozesses verstanden werden, Lea entscheidet eigenverantwortlich, welche Sorgen sie mit wem teilt. In diesem Fall zieht sie ihr Unterstützungsnetz in Uganda heran und fühlt sich mit ihren Sorgen dort gut aufgehoben.

Abnabelung wird auf verschiedene Art und Weise hergestellt – während für die einen weiterhin eine enge Verflechtung zu den Eltern und der Familie besteht, wählen andere die Entfernung auch als Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit der Beziehung zu den Eltern. So meint Abnabelung nicht ein Ende der Beziehung zu den Eltern, sondern eine „Neugestaltung“, sozusagen eine neue veränderte „Vernabelung“ (vgl. dazu auch Friebertshäuser (2009) und Münchmeier (2001) in Kapitel 2.1). Die Distanz dient dabei als Ressource der Veränderung, da sich über diese äußere Bedingung auch Veränderungen in der Beziehung und eine Auseinandersetzung damit ermöglichen. Distanz kann auf sozialer und räumlicher Ebene von Bedeutung sein und Veränderungsprozesse anregen – das Wegbrechen der alltäglichen Unterstützungs- und Beziehungsstruktur mit der Familie kann zu Reflexionsprozessen führen. Im Material lässt sich Distanz vor allem als Notwendigkeit der veränderten Alltagskommunikation und Unterstützungsstruktur interpretieren und als Möglichkeit, das Bisherigen zu reflektieren.

Dies kann an der Geschichte von Lena deutlich gemacht werden, die die „Zeit zum Nachdenken“ für sich nutzt und so soll im Folgenden „die wichtigste Erfahrung, die sie [Lena] aus Uganda mitnimmt“ dargestellt werden:

Für Lena bedeutet das Wegsein von Zuhause die Möglichkeit, sich explizit mit der Beziehung zu ihrer Mutter auseinanderzusetzen und sie thematisiert die Distanz als Ressource, dies zu tun. In dieses Nachdenken über die Beziehung zur Mutter muss Lena in den 12 Monaten in Uganda den Tod ihrer Mutter bewältigen, die während Lenas Freiwilligendienst stirbt. Dies steht nicht in direkten Zusammenhang mit den Erlebnissen im Ausland, dennoch ergeben sich in der Bearbeitung des Todes und der konkreten Bewältigungssituation durch den Auslandsaufenthalt einerseits Chancen (wie oben als Möglichkeit über die Beziehung nachzudenken dargestellt), aber auch Schwierigkeiten. So fliegt Lena zwei Mal während ihres Freiwilligendienstes nach Deutschland – einmal um ihre kranke Mutter zu besuchen, das zweite Mal zur Beerdigung ihrer Mutter. Zu dieser emotionalen Belastungssituation, kommen körperliche Strapazen, aber auch vielfältige Absprachen mit der Entsendeorganisation, die Lena nicht nur unterstützend erlebt.

Es soll nun ausführlich dargestellt werden, wie Lena räumliche Distanz als zentrale Ressource für den Abnabelungsprozess erlebt und sie erst aufgrund der Distanz zu Prozessen der Selbstidentifikation und der Auseinandersetzung mit der Beziehung zu ihrer Mutter angeregt wird. Diese Auseinandersetzung umschreibt sie in dem Begriff der „wichtigsten Erfahrung“ ihres Freiwilligendienstes:

Die Beobachterin lernt Lena kennen, als sie mit ihrer Mitbewohnerin Lea übers Wochenende zu Besuch bei Michael und Christina ist. Alle vier sind Freiwillige der gleichen Entsendeorganisation. An diesem Wochenende ist zufälligerweise auch ein holländisches Ehepaar bei Michael und Christina zu Besuch. Die beiden sind zwischen 50 und 60 Jahre alt und wollen ein Sozialprojekt im Bereich Straffälligenhilfe in Kampala aufbauen. Sie sind seit ca. vier Wochen in Uganda und da Lilli, die Ehefrau, eine Kooperation zum Hospiz in der Ortschaft, in der Michael und Christina leben, hat, sind die beiden übers Wochenende zu Besuch dort. Es handelt sich also um eine Gruppe von Personen, die sich nicht gegenseitig kennt, sondern aus einzelnen Untergruppen besteht – den Freiwilligen, dem holländischen Paar und der Beobachterin. Das Gespräch, um das es im Folgenden gehen wird, findet am gemeinsamen Esstisch statt. Christina hat für ihre Gäste einen Kuchen gebacken und so sitzen die Anwesenden um den Tisch im Esszimmer, essen Kuchen und trinken Tee.

„Wir unterhalten uns über meine Fragestellung und Lena lenkt ein und sagt, dass es ja viele Dinge gibt, die man davon ja auch in Deutschland

erfahren hätte können und ob mich das auch interessiert. Weil sie hätte hier natürlich gelernt, alleine zu wohnen, wie man Bäume pflanzt und Bäume bestimmen lernt sie bei ihrer Arbeit, aber das sei nicht die wichtige Erfahrung, die sie aus Uganda mitnimmt.“ (BP 39, Zeile 136–140)

Lena „lenkt ein“ und nimmt sich den Raum, um etwas zu erzählen, sie wird nicht direkt gefragt, sondern ist angeregt über die Diskussion „über meine Fragestellung“ und geht dann im Gespräch weiter. Sie hat also etwas zu erzählen, es geht von ihr aus und sie will den Teilnehmer_innen am Tisch etwas vermitteln. Sie stellt die Frage, ob die Beobachterin sich „auch“ für Dinge interessiert, die man „ja auch in Deutschland“ hätte lernen können. In dem „auch“ verbringt sich die Annahme, dass Lena weiß, dass die Beobachterin sich nicht nur *dafür* interessiert, sondern ihr Interesse umfassender ist. Mit den Dingen, die man auch in Deutschland hätte lernen können, spielt sie auf die Kompetenzdebatte an, die im Bereich Freiwilligenarbeit geführt wird,⁴⁷ und zeigt dann auf, was sie damit meint: „Bäume pflanzen und Bäume bestimmen lernen“, aber auch „alleine zu wohnen“. Das Lernen dieser Fertigkeiten und Kompetenzen umschreibt sie mit dem Begriff „natürlich“ – es steht nicht zur Diskussion, ob man bei einem Freiwilligendienst solche Dinge lernt, sondern dies scheint für sie selbstverständlich zu sein, „aber das sei nicht die wichtigste Erfahrung“. Auf das wirklich Wichtige geht sie im Folgenden ein und Lilli ist sehr interessiert. Lena berichtet von einer wichtigen Erfahrung, „die sie aus Uganda mitnimmt“. In diesem „aus Uganda mitnehmen“, ist erstens beinhaltet, dass Lena Uganda wieder verlassen wird und somit der Freiwilligendienst ein Dienst auf Zeit ist und zweitens wird in diesem Nebensatz bereits deutlich, dass Erfahrungen transportiert werden und transportierbar sind. Das Erlebte kann als Erfahrung auch an andere Orte mitgenommen werden, es löst sich vom konkreten geographischen Ort und kann transportiert werden.

„Lena erzählt, dass für sie etwas ganz anderes wichtig gewesen ist und dass das in Deutschland bei dem Vorbereitungsseminar angefangen hat.“ (BP 39, Zeile 141 f.)

In der Abgrenzung zu den Kompetenzen – wie Bäume schneiden oder alleine wohnen – berichtet sie, dass „für sie etwas ganz anderes wichtig gewesen ist“. Einerseits drückt sie dadurch aus, dass es individuell zu denken ist, was

47 Zum Beispiel Studien, die sich mit Kompetenzerwerb im Freiwilligendienst beschäftigen (z. B. Düx u. a. 2008; Brandes 1999) oder auch die Debatte um *weltwärts* als „Lerndienst“ (vgl. 2.4).

für jemanden wichtig ist, und sie stellt klar heraus, dass es „für sie“ so war. „Für sie“ war nicht der Erwerb von Fertigkeiten das Wesentliche, sondern etwas „ganz anderes“. In dem Spannungsbogen – bereits in Deutschland angefangen und aus Uganda mitnehmen – steckt die Breite der gesamten Erfahrung und darin wird deutlich, wie sich für Lena die Erfahrung im Freiwilligendienst in Uganda nicht auf eine Situation beschränkt und auch nicht räumlich verorten lässt, sie findet auch nicht (nur) im „hier“ oder „dort“ statt, sondern sie beginnt „in Deutschland“ und wird „aus Uganda“ mitgenommen. Wohin die Erfahrung mitgenommen wird, bleibt offen. Die Erfahrung lässt sich dann nicht mehr auf geographische Orte begrenzen, sondern wird als transzendierte Erfahrung in der Person transportierbar. Im konkreten Fall von Lena ist die Formulierung auch dahingehend interessant, da sie nach ihrem bereits verlängerten Freiwilligendienst in Uganda (sie ist seit 17 Monaten in Uganda) für ein halbes Jahr nach Indien gehen wird.

Die Erfahrung spannt sich über die beiden als Nationalraum gewählte Kategorien („in Deutschland“ und „aus Uganda“) und erweitert sich noch durch die Offenheit des weiteren Lebensortes. Die Erfahrungen – so kann man resümieren – ist also nicht an einen Nationalraum gebunden, sondern ergibt sich gerade in unterschiedlichen Nationalräumen und über die Nationalräume hinweg, wie es im Diskurs der Transnationalität thematisiert wird (vgl. 2.2). Die Erlebnisse, die Lea aufeinander bezieht, sind im Transnationalen miteinander verflochten und werden vom konkreten Ort losgelöst und transzendiert.

In der Textstelle ist eine doppelte Offenheitsmetaphorik zu erkennen: Lena wird etwas eröffnet. Im Vorbereitungsseminar findet eine intensive Auseinandersetzung mit sich selbst statt und Lena öffnet sich für einen Prozess der Suche, aber auch in der konkreten Situation des Gespräches an dem Esstisch öffnet sich Lena den Anwesenden gegenüber. Sie berichtet von Prozessen, in denen sie sich öffnet und öffnet gleichzeitig in der konkreten sozialen Situation des Erzählens. Sie sitzt mit drei vertrauten Freiwilligen und drei unbekanntem Menschen am Tisch und berichtet von ihren Erfahrungen. Die Holländerin ist offen und fragt interessiert nach. Es kann also festgehalten werden, dass sowohl Prozesse der Öffnung stattfinden als auch von Prozessen der Öffnung berichtet wird und dadurch auch eine vertrauensvolle gemeinschaftliche Situation entsteht. Lena berichtet weiter:

„Dann ist Lena nach Uganda, sie war alleine von ihrer Entsendeorganisation an diesem Einsatzort und dort gab es zwar noch zwei andere Freiwillige, aber mit denen hat sie sich nicht verstanden, zumindest am Anfang nicht. Auch gab es das Projekt, in dem sie arbeiten sollte, eigentlich noch nicht, sondern es wurde erst nach Monaten von ihr und einer anderen Uganderin wirklich strukturiert und aufgebaut. So hat sie am An-

fang schon viel über Bäume gelernt und viele Bäume gepflanzt, aber sie hatte unglaublich viel Zeit zum Nachdenken und dieses Nachdenken, das hat bereits auf dem Vorbereitungsseminar angefangen. Und das sei das Wichtigste gewesen in Uganda, diese Phase des Nachdenkens zu haben. Die Holländerin fragt, ob dieses Nachdenken nicht stattgefunden hätte, wenn sie ihren Freiwilligendienst in einer deutschen Stadt gemacht hätte. Und Lena antwortet, dass dann nicht diese Distanz dagewesen wäre und dass ihre Mutter vielleicht nach zwei Wochen mal zu Besuch gekommen wäre und dass das dann anderes Nachdenken gewesen wäre. Sie hat sehr viel über die Beziehung zu ihrer Mutter nachgedacht, weil sie ein sehr distanziertes und belastetes Verhältnis zu ihrer Mutter gehabt hat. Und dann hat sie im Dezember erfahren, dass ihre Mutter Brustkrebs hat und dann hat sie beschlossen, zu ihr zu fliegen. Vielleicht wäre sie nicht zu ihr geflogen, hätte sie sich zuvor nicht so intensiv mit ihr auseinandergesetzt. Ihre Mutter ist dann im April gestorben und es ist so viel mit ihr passiert.“ (BP 39, Zeile 152–169)

In dieser Textstelle werden eindrücklich die Themen „Uganda“ und „Erfahrung“ miteinander verknüpft. Was ist das, was sich durch Uganda erfahren lässt und wofür steht Uganda? Oder mit den Worten der „Holländerin“: Welche Rolle spielt eigentlich die Distanz? Entscheidende Kriterien für das Machen dieser wichtigen Erfahrungen ist das Nachdenken können und dieses Nachdenken können ist wiederum ausgelöst durch die Distanz, die sich durch den Freiwilligendienst in Uganda ergibt. Zunächst wird die erste Bedingung zum Nachdenken benannt – *„unglaublich viel Zeit zum Nachdenken“*. Dann geht die Argumentation vor allem auf die räumliche Distanz vom Vertrauten, vom Alltäglichen und von den sozialen Beziehungen aus. So ist Uganda in diesem Fall als Metapher zu verstehen, um die räumliche Distanz auszudrücken, Distanz zum Vertrauten, mit der gleichzeitig verbunden ist, aus dem bisherigen Alltag „auszubrechen“, sich von Beziehungen zu distanzieren und neu darüber nachdenken zu können. Hier wird auf ein bekanntes Muster in der Interkulturellen Pädagogik hingewiesen, nämlich im „Fremden“ über das „Eigene“ nachzudenken und zu lernen (vgl. Treptow 2001). Auf die Frage der „Holländerin“, ob dieses Nachdenken nicht auch in Deutschland hätte entstehen können, argumentiert Lena mit der Notwendigkeit von Distanz: *„dass dann nicht diese Distanz dagewesen wäre und dass ihre Mutter vielleicht nach zwei Wochen mal zu Besuch gekommen wäre und dass es dann anderes Nachdenken gewesen wäre“*. Das Nachdenken wird also erst durch die Distanz möglich. Uganda kann sozusagen als Ermöglichung verstanden werden, über wichtige Dinge im Leben nachzudenken. *„Und das sei das wichtigste gewesen in Uganda, diese Phase des Nachdenkens zu haben.“* Uganda ist daher Mittel zum Zweck und dient dazu, die notwendige Distanz

zum Nachdenken – wie es Lena konstruiert – herzustellen. Uganda wird somit zur Kulisse der Auseinandersetzung mit sich selbst. Die Erfahrungen sind nicht an einen konkreten Ort gebunden, sondern der Ortswechsel muss als Möglichkeitsstruktur einer biographischen Auseinandersetzung verstanden werden.

Knüpft man nun an der konkreten Geschichte von Lena an, wird deutlich, warum diese Phase des Nachdenkens für sie biographisch von so zentraler Bedeutung war oder ist. Erst in dieser Distanz und in diesem Nachdenken, konnte sie sich mit dem „*distanzierte[n] und belastete[n] Verhältnis zu ihrer Mutter*“ auseinandersetzen. Als sie dann im Dezember von einer lebensbedrohlichen Diagnose ihrer Mutter erfährt, entscheidet sie sich, nach Deutschland zu fliegen. „*Vielleicht wäre sie nicht zu ihr geflogen, hätte sie sich zuvor nicht so intensiv mit ihr auseinandergesetzt.*“ Erst das Nachdenken – ausgelöst oder ermöglicht durch die Distanz – schafft für Lena die Möglichkeit, die belastete Beziehung zu ihrer Mutter zu bearbeiten und schließlich zu ihrer sterbenden Mutter zu fliegen.

Lena beschreibt den Freiwilligendienst in Uganda als Abnabelungsprozess von den Eltern (in ihrem spezifischen Fall von der Mutter) und in diesem Abnabelungsprozess ist die Möglichkeit der Auseinandersetzung und dadurch der Annäherung enthalten. Die Beziehung zu den Eltern muss neu gestaltet werden. Distanz kann somit als Erfahrungsressource verstanden werden, dabei scheint es nicht explizit um Uganda zu gehen, sondern Uganda steht für eine weite Entfernung.

„Wir sind von dieser Geschichte berührt und die Holländerin ist so dankbar, dass es so gekommen ist, dass sie darüber nachdenken konnte. Ich frage, ob sie in diesem Nachdenken von dem Anleiter aus Deutschland begleitet wurde. Und sie antwortet mit dem Argument einer anderen Freiwilligen, die klar sagt, dass man Freiwillige nicht mit solchen wichtigen Lebensfragen in den Dienst schicken kann und sie dann nicht begleitet. Sie für sich hat keinen Kontakt gesucht, wollte da alleine durch, hätte die Möglichkeit gehabt zu diesem Mann [dem Anleiter] Kontakt aufzunehmen und hat jetzt auch Kontakt zu ihm, aber damals wollte sie das alleine Denken. Das sei die wichtigste Erfahrung, die sie in Uganda gemacht hat, nicht was sie hier an Arbeit gelernt hat. Die Kultur sei noch wichtig und das macht einen vielleicht offener. Aber dieses Nachdenken, das durch die Distanz zu dem Alltag und zu den Beziehungen zuhause überhaupt erst möglich wird, das ist so zentral.“ (BP 39, Zeile 170–180)

Kultur ist wichtig – es macht einen „*vielleicht offener*“. Mit Sicherheit kann dies nicht behauptet werden und es steht für Lena nicht in Konkurrenz zum Nachdenken können. Es scheint ihr aber dennoch so wichtig, dass sie es

nicht unerwähnt lassen möchte und wenn sie sich mit dem wichtigsten in Uganda beschäftigt, dann will sie auch noch darauf verweisen, dass die Kultur wichtig ist. Sie führt dies nicht näher aus, aber in der Verbindung von „Kultur“ und „offener“ wird ein positiver Zusammenhang ausgedrückt und durch den Freiwilligendienst in Uganda lernt man eine neue Kultur kennen und öffnet sich für andere Kulturen. Die Steigerungsform „offener“ drückt jedoch auch aus, dass zuvor schon eine Offenheit vorhanden gewesen sein muss.

Der Freiwilligendienst scheint für Lena eine Möglichkeit zu sein, sich mit wichtigen Lebensfragen auseinanderzusetzen. Hier hat sie Zeit, über sich und die Welt nachzudenken. Dabei möchte sie sich selbst durchboxen. Darin ist einerseits der Wunsch nach Selbstständigkeit und Autonomie zu erkennen, andererseits wird in dem Bedürfnis über wichtige Lebensfragen nachzudenken und sich diesbezüglich alleine durchzuboxen und sich selbst ernst zu nehmen, auch der Prozess der Selbstfindung angestoßen. So kann das „Unternehmen Freiwilligendienst“ auch als Selbstfindungsprojekt begriffen werden, das durch die Distanz zum bisherigen Alltag und Vertrauten nochmals neue Möglichkeiten der Betrachtung beinhaltet.

5.1.2 Einsamkeit: „nicht so einfach, wenn der da so weit draußen wohnt“

Von diesem spezifischen Beispiel der Freiwilligen Lena, soll der Blick nun auf Herausforderungen gerichtet werden, die sich durch unterschiedliche Situationen in Uganda ziehen. Die Distanz zu bisher Vertrautem, die Lena als Ressource erlebt hat, wird von anderen als Schwierigkeit erlebt. Wie oben bereits herausgearbeitet, sind die Freiwilligen darum bemüht, Kontakt zu ihren Freund_innen und Familien zu pflegen. Aber auch das Gefühl der Einsamkeit und der Umgang damit stellt eine Herausforderung im Freiwilligendienst im Ausland dar. Die Freiwilligen fühlen sich immer wieder alleine: So ist es für Michael schade, dass er mit den „Ugander_innen“ nicht so in Kontakt kommt, wie er es sich wünscht, und Dominik beklagt sich über das fehlende Freizeitverhalten der „Ugander_innen“, weil er so häufig alleine Zuhause sitzt, da seine Mitbewohner_innen meist lernen, kochen und putzen. Es fehlen ihm Menschen, mit denen er etwas unternehmen kann. Dabei kommt es vor allem darauf an, wie man sich selbst in den Kontakt mit den Menschen einbringen kann und ob man das Gefühl hat, verstanden zu werden. So berichtet Michael, dass es hart ist, wenn man alleine ist, und dass man es schwerer hat, wenn man introvertiert ist:

„Wenn man alleine ist, muss man sich wohl mehr reinknien, aber wenn man eher so ne Persönlichkeit ist, die sich schwer tut mit sozialen Kontakten und nicht so extrovertiert ist, dann hat man es wirklich richtig schwer. Dann darf nichts dazukommen. Bei Dominik sei es ja auch nicht ganz so einfach, weil er da so weit draußen wohnt.“ (BP 36, Zeile 23–26)

Dominik wohnt „so weit draußen“ und Michael verweist darauf, dass er nicht in der Nähe von anderen Freiwilligen lebt. Denn „*alleine*“ ist Dominik in dem Wohnheim, in dem er lebt, nicht. Dort leben viele ugandische Studierende mit ihm zusammen und dennoch wird die Situation von Dominik als „alleine sein“ konstruiert. Darin wird deutlich, dass Michael unter „alleine sein“ meint, nicht unter anderen Freiwilligen zu sein. Diese Form des „Alleine-seins“, wird nicht nur von Michael hergestellt, sondern kann auch in Äußerungen von Ugander_innen wiedergefunden werden, wenn diese einen beispielsweise fragen, wie es einem geht, so ganz alleine im Wohnheim, obwohl dort mindestens weitere 40 Personen leben – aber eben Ugander_innen. Es handelt sich also um eine spezifische Form des „Alleine-seins“, die vermutlich treffender mit dem Begriff der Einsamkeit beschrieben werden kann. Die Anwesenheit von (unbekannten) Anderen nimmt nicht das Gefühl der Einsamkeit. Lena hingegen thematisiert das „Alleine-sein“ und sich alleine durchboxen als Ressource und als wesentlichen Entwicklungsschritt (vgl. 5.1.1). Sie scheint daran gewachsen zu sein, die Herausforderungen, die sich ihr stellten, alleine zu bewältigen und erlebte weniger das „alleine sein“ als Herausforderung, sondern sieht im „Alleine-sein“ eine Möglichkeit, mit Herausforderungen umzugehen.

Michael, der mit seiner Freundin ein Jahr nach Uganda gegangen ist, versteht unter „alleine sein“, die Abwesenheit einer solchen zentralen Vertrauensperson, wie beispielsweise seine Freundin. In seiner Aussage lässt sich eine Steigerung erkennen – erstens geht es um das „Alleine-sein“, dann um die Erhöhung der Schwierigkeit, wenn man „*nicht so extrovertiert*“ ist und sich schwer tut mit sozialen Kontakten, dann „*darf nichts dazukommen*“. Hier wird eine Grenze konstruiert bzw. ein Punkt, an dem der Auslandsaufenthalt möglicherweise scheitern wird.

Sowohl die bisherigen Beziehungen zu den Eltern, Familienmitgliedern und Freund_innen müssen neu gestaltet werden, weil sie sich aufgrund der Distanz verändern, als auch die damit verbundene Herausforderung, sich ein neues alltägliches Unterstützungsnetz zu organisieren, wird hier angesprochen. Stauber (2008) macht deutlich, dass das Junge Erwachsenenalter damit verbunden ist, sich ein verlässliches Netz zu organisieren, das Unterstützung leistet und sich dieses Netz im Jugendalter notgedrungen verändert. Im Freiwilligendienst wird aufgrund der räumlichen Distanz diese Herausforderung intensiviert: Zwar finden – wie aufgezeigt – weiterhin auch

Unterstützungsprozesse über die Nationalgrenzen hinweg statt, aber für die alltägliche Freizeitgestaltung muss ein neues Netzwerk aufgebaut werden. Die Notwendigkeit der Organisation von Unterstützung wird im nächsten Punkt nochmals explizit herausgearbeitet.

5.1.3 Umgang mit Unerwartetem: „sich Unterstützung organisieren müssen“

Auch das bereits herausgearbeitete Thema „*sich etwas gönnen*“ verweist auf die Herausforderung, mit wenig zurechtkommen zu müssen und es sich im Einfachen schön zu machen (vgl. Kapitel 4.2). Die Freiwilligen müssen sich mit Lebensbedingungen arrangieren, die sie so – obwohl auch in Deutschland vorhanden – noch nicht erlebt haben bzw. als extremer und existenzieller erleben, wie beispielsweise der Umgang mit Kriminalität oder auch Krankheit. So liegen sie nicht mit einer Grippe im Bett, sondern haben Malaria. Die Sorge, selbst gesund zu bleiben, lässt sich in der sorgfältigen Malaria prophylaxe der Freiwilligen beobachten – wie beispielsweise das Tragen von langer Kleidung, wenn es dämmert, Schlafen unter Moskitonetzen oder teilweise auch die medikamentöse Prophylaxe.

Auch der Umgang mit Kriminalität und die Erwartung, Opfer krimineller Taten zu werden, scheinen sich in der Lebenssituation in Uganda von ihrem Alltag in Deutschland zu unterscheiden. Es ist wohl weniger die Tatsache, dass sie mit Kriminalität konfrontiert sind, sondern mehr, dass sie damit nun scheinbar alleine einen Umgang finden und Möglichkeiten suchen müssen, sich soziale Unterstützung zu organisieren. Beispielsweise wird Carmen auf dem Heimweg im Dunkeln von zwei jungen Männern überfallen, die ihr Handy klauen. Obwohl Sarah sie schon häufig darauf hingewiesen hat, dass sie im Dunkeln nicht alleine unterwegs sein soll, richtet sie sich mit ihrer Sorge an Sarah und möchte, dass sie ihr zuhört. Auch Dominik sucht sich Unterstützung – allerdings greift er auf sein Unterstützungsnetz in Deutschland zurück und berichtet seiner Mutter, als er nach einer Situation in der Stadt fest davon überzeugt war, dass seine Armbanduhr geklaut wurde. Der Mann sei ihm schon die ganze Zeit über komisch vorgekommen, allerdings stellt sich dann am Ende heraus, dass er seine Armbanduhr an diesem Tag gar nicht getragen hat. Dahinter verbirgt sich eine Erwartungshaltung, in Uganda mit Kriminalität konfrontiert zu sein.

Für die Verarbeitung dieser Erlebnisse suchen die Freiwilligen sich Menschen, die ihnen zuhören und ihnen verbunden sind. Waren dies früher möglicherweise Freund_innen, die man alltäglich in Schule oder ähnlichem getroffen hat, oder die Eltern, müssen sie nun in Uganda gezielt auswählen, wem sie sich mit ihren Sorgen anvertrauen und wo sie sich Unterstützung